

Alltag, Feste, Trauer

Mini Büdden

Auf gute Nachbarschaft wurde in früheren Zeiten großer Wert gelegt, man war einfach in vielen Situationen auf Nachbarschaftshilfe angewiesen. Ein Nachbar hatte Pflichten, aber ebenso auch wieder Rechte. Jede Familie hatte etwa acht bis zehn Nachbarn, davon einen nächsten oder Rufnachbarn. Dieser sollte möglichst ganz in der Nähe wohnen, also schnell erreichbar sein. In Freud und Leid - die Nachbarn gehörten zur Familie.

Hochzeit

Eine Hochzeit war immer ein freudiges Ereignis, aber auch mit viel Arbeit verbunden. Ganz besonderen Spaß hatten die Nachbarn beim „Good henbringen“. Die Mitgift der Braut wie Möbel, Wäsche und Kleidung wurde auf saubere Ackerwagen geladen und zum Hof ihres zukünftigen Mannes gebracht. Traditionsgemäß gehörte zur Mitgift ein getrockneter Schinken und oft auch eine Kuh, die, an dem Wagen angebunden, nebenher trottete. Der Schinken, eingehüllt in einen leinenen „Schinkenbühl“, wurde zwischen Hausrat und Kleidung gut versteckt. Solange er noch nicht an seinem Platz am Balken hing, wurde er bewacht und gehütet. Die neuen Nachbarn der Braut versuchten mit List und Tücke, das gute Stück zu entwenden und zu verstecken. Gelang ihnen dieses, gab es allseits ein großes Hallo. Bis der Schinken dann an seinem vorbestimmten Platz hing, zeigten sich viele Druckstellen vom häufigen „Fallenlassen“. Er war zum baldigen Verzehr verurteilt. Die Männer tranken bei der Prozedur reichlich Alkohol und gerieten so in Stimmung. Die Pferdegespanne der heimkehrenden Nachbarn mussten den Weg

nach Hause oft ohne Lenker finden; diese waren auf dem Wagen eingeschlafen und träumten vom „Good henbringen“.

Schon Wochen vor dem großen Tag versammelten sich die Nachbarn im Hochzeitshaus zum „Beraten“. Ein „Brülftennöager“, herausgeputzt mit „Schlippjässe“ und einem mit farbigen Bändern geschmückten Zylinder, fuhr mit einem bunt verzierten Fahrrad zu Verwandten und Bekannten der Brautleute. Er sagte in jeder einzuladenden Familie seinen Einladespruch auf, schenkte aus der mitgebrachten Schnapsflasche für alle „Söpies“ aus, wobei er auch selber eifrig mittrank. Kam er dann abends von seiner Runde nach Hause, hatte er einen schweren Tag hinter sich und war oft ganz schön angetrunken.

Zur Vorbereitung der Feier trafen sich Nachbarn zum „Bogenbinden“ und „Rosenmachen“. Einen Tag vor dem Fest wurde das Festmahl vorbereitet, z.B. Kartoffeln geschält und Stockfisch gebockt. Als Hochzeitsgeschenk brachten die Nachbarn pro Familie sieben Pfund Butter mit als Beigabe zum Stockfisch. Zum Nachtsch gab es häufig „Riesebrey“ mit braunem Zucker.

Der erste Nachbar fuhr das Brautpaar am Hochzeitstag in einem „Kleedwagen“ zum Standesamt und zur kirchlichen Trauung. Sollte die Braut noch von ihrem Elternhaus abgeholt werden, fuhr man schon am frühen Vormittag los. Eine junge Nachbarin setzte sich als falsche Braut neben den Bräutigam. Nach alter Sitte waren alle Türen am Haus der Brauteltern verschlossen, nur dem Bräutigam wurde aufgemacht. Erst nach Auftragen von netten Versen an Dielen- und Haustür wurde allen anderen der Einlass gewährt.

Der Bräutigam trug an seinem Hochzeitstag Gehrock und Zylinder, die Braut ein langes schwarzes Kleid mit schwarzem Hut. Um 1950 gab es vereinzelt erstmals Bräute mit langem weißen Schleier und einem Blumenstrauß.

Nach der Trauung in der Kirche legte das Brautpaar einen Obulus für den Küster auf ein Sitzkissen des Stuhles und deckte es mit einem zweiten Kissen ab. Auf der Heimfahrt schenkten Nachbarn fleißig „Söpies“ aus, es erklangen fröhliche Lieder wie „Lustig ist das Zigeunerleben“ oder „Unse Pääre hebbt Rosen an`Stätt, wo lätt dätt dätt, wo lätt dätt dätt“.

Gebräuchlich war ebenfalls das „Upmöten“ des Brautzeuges durch Schüsse aus einem Jagdgewehr. Bekannte und Freunde brachten auf diese Art dem jungen Paar ihre guten Wünsche dar und bekamen dafür eine Flasche Schnaps.

Die Feier fand auf der geschmückten Diele statt. Eine Nachbarin begrüßte das Brautpaar unter dem Hochzeitsbogen mit einem Trinkspruch und einem Likör. Anschließend versorgten Nachbarn die Hochzeitgesellschaft mit Essen und Trinken. Beim Abbruch des Bogens gab es Bogengeld vom Brautpaar. Der erste Nachbar lud dann alle Beteiligten zum „Bogengeld verzehren“ ein.



Hochzeit im Jahre 1936. Albert Jan Hans und Johanna geb. Brooksneider beide noch in schwarzer Kleidung (Mini Büdden)

Hochzeitsgedicht

Ein Gedicht der Nachbarn zur Hochzeit von Hein Wortelen und Berendina Lutter am 13. Juni 1946. Es lautet:

Wir freuen uns mit Euch, Ihr junges Paar,
die (ihr) heut tretet zum Traualtar.
Zu feiern heute Euern höchsten Tag.
O, dass er Euch gesegnet werden mag.
Mög Glück und Friede sein auf Euren Wegen.
Mög Euch beschieden sein des Himmels Segen.

Schön ist's wenn sich das Herz
zum Herzen findet,
wo Liebe sich vereint zum Leben bindet.
Auch Dir, o Frau,
da Du jetzt bist vom Elternhause fort.
Auch Dir sei Glück
und Zufriedenheit beschert am neuen Ort,
da Ihr nun habt beim Traualtar
Euch Treu und Lieb versprochen.

Geht dann durch diesen Bogen
und denkt an uns Nachbarn oft zurück.
Denkt, wie wir uns freuen an Eurem Glück.
Mög Eure Hochzeit einst in Silber glänzen
und nach 50 Jahren
noch mit Gold bekränzen.
Mög Euer Leben sein ein Pilgerstand,
der droben endet einst im Vaterland.
Kalle, den 13.6.1946 Die Nachbarn

Hochzeitsgedicht
und Willkommens-
gedicht, Kalle
13.06.1946
(Dini Wortelen)





Hochzeit in Weiß, Oberleutnant Theobald Marquardt und Johanne geb. Müller am 08.04.1942 vor der Gaststätte Müller (Peter Marquardt)

Marquardts Sohn Peter schreibt am 16. Januar 2009: „Er war nicht Rittmeister, sondern Oberleutnant. Er hat sich damals (mit 17!) die Unterschrift seines Vaters „erschlichen“, um sich vor der Volljährigkeit freiwillig bei der Kavallerie zu verpflichten, obwohl er eigentlich als ältester Sohn Hoferbe gewesen wäre. Er ist dann in Insterburg/Ostpreussen bei der Wehrmacht angefangen. Er war mit Leib und Seele Pferdemensch und war daher auch später bis zu seinem Tod Reitlehrer beim Reit- und Fahrverein Uelsen. Der Hof unserer Großeltern war in Schalmey/Ostpreussen.“

Noch ein Hochzeitspaar, Dietrich Schöppner und Gesine geb. Stroot, 1942 (Hilde Neuwinger)



Hochzeit Hindrik Jan Bonge und Treuda geb. Blancke, etwa 1930 (Blanke)

Eine kleine Geschichte vielleicht noch, wie die Zeiten damals im Krieg waren. Zwei jüngere Brüder meines Vaters (Hugo und Heinz) waren in dem gleichen Regiment. Beide sind im Abstand von nur 8 Wochen bei Stalingrad gefallen. Das stelle ich mir schrecklich vor und geht sicher nicht ohne seelische Spuren vonstatten. MfG Peter Marquardt“

Kindgeburten

Nachbarspflichten gab es zudem bei der Geburt eines Kindes zu erfüllen. Früher wurden alle Kinder zu Hause geboren, darum gab es in fast allen Gemeinden eine Hebamme. Anna Harms-Ensink geb. Kwade übte ihren Beruf etwa von 1910 bis 1945 hier in Hoogstede aus, dann folgte ihr Frau Dahlenbrook. „Hebammen Anna“ (unter diesem Namen war sie allen bekannt), eine große stattliche Frau, wurde von einem Nachbarn benachrichtigt, sofern man ihre Hilfe in einer Familie benötigte. Vor allem im Winter, wenn Straßen und Wege oft unpassierbar waren, musste sie mit Pferd und Wagen abgeholt werden. Eine Wöchnerin musste früher bis zu zehn Tagen das Bett hüten, Mutter und Kind wurden jeden Tag von der Hebamme versorgt und betreut. Eine junge Mutter durfte bis zur Taufe ihres Kindes nicht „owert Wagenspör“, d.h., sie durfte weder Besuche machen noch Einkäufe tätigen. Kurz vor der Taufe eines Kindes wurden Nachbarinnen zum „Noaberandrinken“ eingeladen, es gab Kaffee mit Korinthenweggen und „Beschützen“.

Der Säugling steckte in einem „Pack“ und wurde so von Frau zu Frau gereicht und bestaunt. Bei Beendigung des Kaffeenachmittages schob jede Frau ein Geldstück für das Baby unter die Kaffeetasche. Damit war das Kind in der Nachbarschaft aufgenommen. Nach der Taufe wurden noch Verwandte zu einem „Gastmoahl“ eingeladen. Brachte man die Kinder zur Taufe in die Kirche, zog man ihnen weiße Taufkleidchen an. War der Säugling ein Junge, zierte ein breites blaues Schleifenband das Kleidchen, ein Mädchen bekam ein rosafarbenes angesteckt. Nach altem Brauch sind in solchen Kleidchen oft Kinder mehrerer Generationen einer Familie getauft worden. Eine andere Tradition war die Namensgebung der Kinder. Ein erstgeborener Sohn bekam den Namen seines Großvaters, die erstgeborene Tochter den der Großmutter väterlicherseits.

Trauerfall

Gab es in einer Familie einen Trauerfall waren die Nachbarn wieder gefordert. Alle Formalitäten wurden von ihnen erledigt. Nachbarn luden Verwandte und Bekannte persönlich zur Beerdigung ein. Zur Sarglegung (Fattwerken) wurde nur die engere Familie ins Trauerhaus eingeladen. Der oder die Verstorbene war in einem Raum im Trauerhaus in einem dunkel gestrichenen Sarg aufgebahrt, den der Zimmermann anfertigte. Auf fast jedem Hof lagerten extra breite Bretter zu diesem Zweck in der Scheune. Nachbarinnen kleideten den Toten in ein Sterbehemd, das bei Frauen früher schon zur Aussteuer gehörte und deren Name extra eingestickt war.

Es war in früheren Zeiten für jede Familie – besonders auch für Bürgerleute – wichtig einen Nachbarn mit einem Pferdegespann zu haben. Dieser fuhr am Beerdigungstag mit Pferd und Leiterwagen am Trauerhaus vor, der Sarg wurde auf den Leiterwagen gehoben und zum Friedhof gefahren. Die Männer der Trauerfamilie folgten dem Leichenwagen zu Fuß, den Frauen wurden auf einem zweiten Leiter- oder Kleedwagen Sitzplätze angeboten.

Für eine Beerdigung benötigte man mindestens neun männliche Nachbarn und zwar

sechs Sargträger, einen Vorläufer, einen zum Läuten der Kirchenglocken (da es nicht immer einen Küster gab) und einen Haushüter (Husheeren). Katholische Familien brauchten mindestens einen katholischen Nachbarn zum Vorsprechen des Rosenkranzgebetes.

Schlachtfest

In den Wintermonaten war das Schlachtfest angesagt. Am Schlachttag erschien der Hauschlachter schon am frühen Morgen auf dem Hof. Frauen stellten genügend kochendes Wasser bereit, damit überbrühte der Schlachter das getötete Tier und schabte dann Haare und Borsten ab. Das saubere, ausgeschlachtete und ausgespülte Tier wurde auf einer Leiter an den Hinterbeinen festgebunden und zum Auskühlen an einen Baum oder die Hauswand gestellt. Im Laufe des Tages kamen Nachbarn, wünschten „Glück met`n Fetten“ und bekamen „Söpies“ eingesehenkt. Ein Fleischbeschauer, der vor dem Schlachttag benachrichtigt wurde, untersuchte Lunge und Leber des getöteten Tieres. War alles trichinenfrei, durfte das Fleisch verarbeitet werden. Abends erschien der Schlachter wieder und zerlegte das abgehangene Tier in einzelne Stücke. Diese wurden mit reichlich Salz eingerieben und zum Haltbarmachen in einen Holzbottich gelegt. Der Kopf und die Innereien wie Leber, Lunge, Herz und Zunge wurden gekocht und dann zu Wurst und Sülze verarbeitet. Für die besonders beliebte Mettwurst wurden kleinere Fleisch- und Fettstücke durch den Fleischwolf gedreht, mit Salz und Pfeffer gewürzt und in die sauber geschabten und gespülten Därme gefüllt. Zum Trocknen hängte man die Mettwurst auf „Holzpiele“ an den „Wiemel“, eine Vorrichtung an der Decke in der Nähe eines Schornsteins. Nach etwa drei Wochen holte man das eingepökelte Fleisch und den Speck aus dem Bottich und hängte es ebenfalls am Wiemel auf. Der Speck wurde möglichst schräg angeschnitten, damit er dicker erschien. Je dicker der Speck, desto stolzer der Bauer. Nach alter Sitte brachte man seinem ersten Nachbarn eine Mettwurst und ein Stück Fleisch vom Frischgeschlachteten, oft auch dem Pastoren und dem Lehrer der Gemeinde.



Ein geschlachtetes Schwein hängt an der Leiter,
Aufnahme etwa 1965 (Hilde Neuwinger)

Geschlachtet wurde gerne zum Ende des Jahres, damit die Hausfrau am „Altjahrsabend“ oder auch „Vullbuksoabend“ reichlich mit Fleisch und Mettwurst gefüllte Platten auf den Tisch bringen konnte. Jeder durfte satt Fleisch und Wurst essen, dazu gab es Kartoffeln, Backobst, Bohnen oder eingemachte Kürbisse. An diesem Abend bekam auch das Vieh in den Ställen eine extra Portion Futter.

Silvester und Neujahr

Über Neujahr hatten Knechte und Mägde einige Tage Urlaub, wenn die Umstände es erlaubten. Sie fuhren dann in ihr Elternhaus zum „Kooken“ und bekamen von ihrem Dienstherrn eine möglichst lange Mettwurst und einen „Weggen“ mit auf den Weg. Als Gegengabe brachten sie bei Dienstbeginn am 2. Januar einen „Ringbühl“ voll Neujahrskuchen wieder zurück. Dieser Brauch galt auch für junge Eheleute. Solange sie zusammen mit ihrem Kind noch in einer „Bettstatt“ übernachten konnten, wurden sie zum Kooken ins Elternhaus eingeladen. Junge Leute trafen sich am Altjahrsnachmittag auf einem freien Feld zum Karbid-Büchsen-Schießen, das nicht ungefährlich war.

Besonders die Kinder freuten sich früher auf den 1. Januar. Schon am Vormittag zogen sie von Haus zu Haus, ausgestattet mit Taschen oder Körben, wünschten jeder Familie „Glück in`t neje Joahr“ und bekamen dann reichlich Neujahrskuchen oder auch andere Süßigkeiten. Die Nachbarsjugend traf sich am

Nachmittag zum „Roundgoahn“. Auch sie sagten in jeder Familie ein Sprüchlein auf:

*„Glück in`t neje Joahr,
bint de Kökies all kloar?“*

*Schnäpsie doarbij
dätt is goad för mij!“*

Überall wurde Schnaps ausgeschenkt. Dazu gab es Neujahrskuchen. Nach etlichen Schnäpsen stieg die Stimmung und es wurde gesungen und getanzt.

Die ältere Generation lud man abends zur „Neujahrsvisite“ ein, möglichst mehrere Nachbarn an einem Abend. Auch dann stellte man Neujahrskuchen auf und schenkte Schnaps ein. Frauen rührten sich oft ein Löffelchen Zucker in den Schnaps, Likör gab es früher sehr selten. An diesen Visitenabenden ging es lustig zu, man tauschte Geschichten und „Dönkes“ aus. Zum Abschluss der Visite wurde Kaffee mit selbstgebackenem Brot und Beschützen aufgetischt. Man achtete auch darauf, dass solche Visiten bei Vollmond abgehalten wurden, dann war der Heimweg sicherer und man sparte sich die Petroleumleuchte.

Proatoabende

An solchen „Proatoabenden“ saß man in der großen Küche, in der im Winter extra zum Herd ein Ofen mit Ofenbank für die Füße aufgestellt wurde, der zusätzlich Wärme spendete.

Viele Familien hatten ein Wohnzimmer, die „beste Kaamer“, das sehr selten genutzt wurde. Das tägliche Leben spielte sich vorwiegend in der großen Küche ab. Über dem großen Herd (Kockmaschine), auf dem das Essen gekocht wurde, befand sich ein Rauchfang, auch „Boosem“ genannt. Den unteren Boosemrand zierte ein „Schösteenkleetien“, welches aus Krepppapier kunstvoll hergestellt wurde. Die Frauen zeigten damals große Fingerfertigkeit beim Anbringen solcher „Schösteenkleeties“. Auch die Böden des Küchenschrankes, sofern er Glastüren hatte, wurden mit einer Papierspitze verschönert.

Auf den Fußboden in der Küche, ein grauer oder roter Zementboden, streute man weißen trockenen Sand. An Sonn- und Feiertagen verzierte man die Randflächen durch eine besonders aufwändige Streutechnik mit wellen-

förmigen Mustern. Durch das Abfegen des Sandes reinigte sich der Fußboden von alleine.

Die Lehnstühle der Großeltern einer Familie, „Böppe“ und „Besse“ genannt, standen meistens dicht am Herd. Im Winter stellte man ihnen zusätzlich zum Warmhalten der Füße ein „Stövchen“ hin. In diesem Holzkästchen mit durchlöcherter Platte befand sich ein Blechnapf mit durchgeglühten Kohlestückchen. Als Bettwärmer benutzte man früher oft Ziegel- oder Feldsteine. Diese legte man zum Aufheizen in den Backofen oder auch auf die Herdplatte.

Strohbetten und Kleider lüften

Zur Schlafenszeit wickelte man die aufgeheizten Steine in Tücher und legte sie in die kalten Betten. Auf dem Land kannte man damals noch keine Matratzen für die Bettstellen. Man schlief auf trockenem Stroh, das mit einem Laken abgedeckt wurde. In späterer Zeit nähte man Leinensäcke und füllte sie mit Stroh zu einem Strohsack. Mehrmals im Jahr wurde das Stroh in diesen Säcken erneuert. Gleichzeitig wurden bei trockenem, windigen Wetter Betten und Kissen an die frische Luft gelegt. Jedes Kleidungsstück der „Hangkast“ hängte man zum Auslüften und Ausbürsten an die Wäscheleine. Die Ausführung solcher Tätigkeiten, wie auch die große Wäsche, war immer wetterabhängig.

Große Wäsche

Alle vier bis sechs Wochen waren die Frauen mehrere Tage mit der großen Wäsche beschäftigt und dabei sehr gefordert. Man begann am ersten Tag mit dem Einweichen der Weißwäsche in Kübeln oder Wannen. Dazu streute man „Henko“, ein schmutzlösendes Mittel, ins Einweichwasser. Bevor die eingeweichte Wäsche mit Waschpulver in einem großen Kessel zum Kochen gebracht wurde, rieb man stark verschmutzte Stellen mit grüner Seife ein. Die gekochte Wäsche musste mit den Händen sauber gerieben oder auf einem Waschbrett gerubbelt werden. Besondere Schmutzstellen an Kragen und Bündchen bearbeitete man mit einer Handbürste. Danach wurde die Wäsche einige Male gespült und in Sil aufgekocht, wieder gespült, bis alles zum

Trocknen an die Wäscheleine geklammert wurde. Dazu sortierte man die Wäschestücke, Handtuch zu Handtuch, Unterhemd zu Unterhemd usw. Ließ man die Wäsche bei gutem Wetter über Nacht draußen hängen, erlaubten sich junge Burschen gerne einen Spaß und verknüpften die einzelnen Wäscheteile miteinander. Die bereits sehr gestressten Frauen fanden dieses natürlich nicht sonderlich Spaßig.

Jede Frau war früher stolz auf ihre weiße Wäsche. Waren Wäschestücke ergraut, kamen sie „up de Bleeke“. Dazu legte man die nassen Wäscheteile auf die Wiese in die Sonne und besprengte sie mit klarem Wasser. Dafür gab es einen „Geetklump“, einen Holzschuh mit langem Stiel. Wurde die Wäsche nicht genügend feucht gehalten, so vergilbte sie. Um diesen Gelbstich zu brechen, schüttete man ein blaues Pulver, „Blausel“ genannt, ins Spülwasser. Zum Glätten der Wäsche benutzte man ein schweres eisernes Bügeleisen, in dessen „Bauch“ ein glühender Bolzen eingeschoben oder auch glühende Kohle eingefüllt wurde.

Ostereier

Eine weitere, auch heute noch in vielen Familien gepflegte Tradition, ist das „Eieressen“ zu Ostern. In früheren Jahren gab es ausnahmsweise einmal ein Frühstücksei, wenn am Tag besonders schwere Arbeit geleistet werden musste. Ansonsten legte man Eier vorsichtig zwischen „Haksel“ in einen Korb und brachte sie dem Lebensmittelhändler zum Verkauf. Zucker, Reis, Nudeln, Hefe, Beschützen und – sofern noch einige Pfennige übrig waren – Pfefferminz für den sonntäglichen Kirchgang brachte man vom Erlös der Eier mit nach Hause.

Etliche Wochen vor Ostern begann die Hausfrau damit, sich einen reichlichen Vorrat an Eiern anzulegen. Am Ostersonntag wurden für die Kinder, die sich auf den Osterhasen freuten und Osternester bauten, Eier gefärbt. Dazu wickelte man die Eier in Zwiebelschalen und kochte sie mit Zusatz von grünem Roggen. Da-mit sie schön glänzten, wurden die Eier mit einer Speckschwarte eingerieben. Die Kinder hatten viel Spaß beim Eiersuchen und Eierkollern.

Am 1. Ostertag zur Vesperzeit fand sich die Familie samt Mägden und Knechten zum „Eiersattessen“ ein. Die Hausfrau legte die Eier auf ein großes Küchentuch, band die Enden zusammen und brachte sie so in einem großen Topf zum Kochen. Diesen Vorgang wiederholte sie mehrmals. Große Schüsseln, gefüllt mit hart- und weichgekochten Eiern, stellte sie zusammen mit Brot und Butter auf den Tisch. Junge Burschen verspeisten bei solchen Wettessen bis zu 30 Eier, dabei suchten sie sich möglichst kleine, weichgekochte Eier aus. Gab es nach dem Essen auch Magenprobleme, so war doch jeder stolz auf eine große Anzahl „verputzter“ Eier. Ältere Leute aßen lieber „Beschützen-Pfannkuchen“ – eine leichtere Kost für den Magen. Nach dem Eieressen trafen sich die Jugendlichen zum „Eierdaalopen“ auf einer Wiese in der Nachbarschaft.

Torfstechen

Im Mai jeden Jahres schickten die Dienstherrn ihre Knechte und Mägde zum „Törfstecken noat Venn“. Jeder Hofbesitzer bekam eine Parzelle im Moor angewiesen. Er konnte dort den Torf stechen, den er für den nächsten Winter zum Heizen benötigte. Es war ein günstiger Brennstoff, der kein Bargeld kostete.



Schüppe, Grepe, Klumpen für die Torfgewinnung, 1938

Männer formten mit dem Spaten unten in der Kuhle die Torfstücke und wuchteten sie hoch bis an den Rand. Die Frauen steckten die einzelnen nassen Stücke auf eine „Fork“ und legten sie zum Trocknen in eine Reihe. An einem Tag wurden etwa 3.000 Torfstücke gestochen und abgetragen. Für Männer und Frauen war es schwere Arbeit, die mit einem guten Essen wie Pfannekuchen, gut belegten



Beim Torfstechen um 1955 (Aus „Alt-Hoogstede“)

Broten und Eiern belohnt wurde. Mittags legten alle eine längere Pause ein, um sich mit anderen Torfstechergruppen zu einem Schwätzchen zu treffen. Bei solchen Treffen haben sich etliche spätere Ehepaare kennengelernt.

Bis der Vorrat an gestochenem Torf ausreichte, fuhr man ca. zehn bis vierzehn Tage ins Moor. War der Torf durch Wind und Sonne abgetrocknet, wurde er wieder umgestellt und nach der Haupternte im Spätsommer in Haufen gestapelt und zum Abholen bereitgestellt. Im Herbst wurde der Torf mit Pferd und Leiterwagen nach Hause gebracht und in die Torfscheune gepackt.

Das Moor war eine sehr karge Gegend. Schafherden, die von jungen Burschen oder auch Mädchen gehütet wurden, fraßen Heide und junge, grüne Büsche vollkommen ab. Weder Baum noch Strauch gewährte im Moor Schutz vor Wind und Sonne. Aus diesem Grund setzten sich Frauen bei den verschiedenen Arbeiten große helle Hüte, „Fludderkappen“ genannt, auf. Sie verhinderten das Bräunen der Gesichtshaut. Im Gegensatz zu heute war Bräune verpönt. Deshalb trugen Frauen auch beim Roggenbinden und -aufstellen weiße, langärmelige „Binsterkleider“ zum Schutz ihrer Arme gegen Sonne und die Stiche der Roggengrannen.

Industrielle Torfmieten (Frauenröcke) stehen zum Trocknen, um 1950 (Heinz Sloot)



Metallicweiß schimmert das Wollgras

Adolf Horn, Bad Hennef

Moor ist mehr als Moor. Es ist Wärme im Sommer und Nebel im Winter und dazwischen nasser Dunst auf grünen Wasserrüben; bei der Treibjagd gut gegen Durst und Schmach. Moor, das sind die bunt schillernden Fasanenhähne mit ihrem albernem Gegacker und der schlechten Landung auf hohem Heidekraut. Moor, da liegst du auf dem Bauch und siehst die Birkhähne toben mit rundem Rad und Ziegenbart. Da warten die Hasen, bis man sie fast anfassen kann und trommeln beim Wegspringen wie eine Herde Rinder. Da sind diese schwarzen, unendlich tiefen Wasserrinnen und Wannen, am Rand ganz schwabbelig mit den großen Grasköpfen, diese kleinen gammeligen Birken, deren Stämmchen mehr Schorf als weiße Rinde zeigen, dafür aber Schafwolle wie Lametta tragen.

*Im Bathorner
Moor, 2008
(Andre Berends)*

Moor, da muss man schon runter mit der Nase. Da kriechen die Kronsbeeren ganz unten zwischen diesen langen elastischen Moosranken. Da lauert der Sonnentau auf die Fliege, die du mit spitzen Fingern drauflegst. Moor, da bleiben die Holzschuhe schon mal stecken, statt schmatzend auf die Fußsohlen zu schlagen. Dann musst du diese zwei Hüpf Schritte machen, aber der andere Holzschuh ist dann auch weg. Da ist der feine, braune Torfstaub überall, zeichnet Falten und Fältchen deiner Haut nach. Da streift das Gras allen Tau des Himmels ausgerechnet an deinen Hosenbeinen ab. Da kommen die Mücken mit feinen Stimmen und prüfen deine Sinne. Da versucht die Hummel immer wieder in die Glockenheide zu klettern, obwohl sie seit Millionen Jahren nicht reinpasst. Das Wollgras schim-



mert metallicweiß und grau aus den verlassenen Stichflächen und das Eis hält nie, egal wie kalt es ist und wie lange der Winter schon dauert. Der Schnee verschwindet sofort im Heidekraut, aber der Rauhref malt den Winter fein aus.

Da zischt das hohe tote Gras genau an der Grenze des Hörbaren, da schnurren die Feldhühner vor dir weg, dass du wie angewurzelt stehen bleibst mit feiner Gänsehaut auf dem Rücken. Da lauert die schwarzreife Tollkirsche und die Kreuzotter, und der Brachvogel versucht das Spiel abzapfen, das ohne Pause weitergeht.

Die Lerchen warten oft, bis man fast drauf tritt, und machen sich anschließend noch lustig. Der Bussard schlägt so lange nicht mit den Flügeln, wie du zu ihm aufschaust, denn er weiß, dass du gleich ins Nichts trittst und wieder den Blick vor die Füße nimmst.

Die Brücke ist morsch, aber sie hält, wenn man nicht wippt. In der Torfmiete wohnen die

Meisen mit den Schafstelzen zusammen. Wenn man drauf steigt, sieht man Adorf; Hof bei Hof und den Bohrturm in Dalum. Man kann auch unseren Kirchturm sehen und die Uhrzeit lesen, dann muss man aber ganz lange hinsehen.

Buchweizen ist laut, wenn er blüht, ähnlich wie eine Linde: „Gis“ würde ich schätzen, mit Herzblättchen grün an rotem Stiel. Moorwasser schmeckt nicht, riecht aber gut. Tauben wissen genau, wann die Jagd auf ist und wann nicht.

Das Moor kennen nicht mal die,
die ihr ganzes Leben drin waren.

Wie viel weniger wissen wir.

Aber um mehr zu erfahren ist es zu spät,
denn das Moor ist nicht mehr Moor.

*Adolf Horn ist der Sohn von Pastor Horn, der
1946 bis 1956 in Georgsdorf arbeitete.*

*Der Beitrag wurde uns von Harm Gerrit Ranft zur
Verfügung gestellt*